



Dichter Bewuchs (oben) und verkümmerte Vegetation unten – und das, obwohl die Flächen etwa gleich alt sind. Hermann Schmiderer macht auf die Auswirkungen des Wildeinflusses aufmerksam.

Foto: Paumgarten

Hängende Gärten und karge Wälder

Zu viel Wild in den heimischen Wäldern verursacht massive Schäden für die Forstwirtschaft. Wie groß diese Auswirkungen sein können, zeigt ein Besuch bei zwei Flächen der Österreichischen Bundesforste.

Von Nikolaus Paumgarten

Brandenberg – Es ist ein kleines unscheinbares Bäumchen, das im lichten Schatten einer jungen Buche seinen Wipfel gegen den Himmel streckt und Hermann Schmiderer ein zufriedenes Lächeln aufs Gesicht zaubert. „Keine Fichte, eine Tanne!“, freut sich der Leiter des Forstbetriebes Unterinntal der Österreichischen Bundesforste und streicht mit seinen Fingern über die unregelmäßig angeordneten weichen runden Nadeln eines Zweiges. Nicht etwa, dass er eine Abneigung gegen Fichten, Buchen, Eichen oder andere Bäume hätte – im Gegenteil. Aber einen gesunden Jungwald mache eben die Vielfalt aus, die perfekte Mischung. Und weil

es Tannen beim Heranwachsen besonders schwer haben, freut sich der Förster umso mehr, wenn er ein junges, gesundes Exemplar entdeckt. Am liebsten – weil mittlerweile am seltensten – seien ihm Tannen, die höher als zwei Meter und jünger als 50 Jahre alt sind: „Ich freue mich über jede einzelne.“

Hermann Schmiderer steht in einem Waldstück in Hanglage im Forstgebiet Marchbach in den Brandenberger Alpen nahe der Grenze zu Deutschland. Hier hatte ein Sturm 2002 dem Wald schwer zugesetzt und zahlreiche Bäume umgerissen. Doch rund um die längst ausgetrockneten und halbwurzelten grauen Baumstümpfe wächst die nächste Baumgeneration heran: wild, buschig, artenreich

und in allen erdenklichen Grüntönen. Das Geheimnis der Fläche? „Es gibt hier einen fleißigen Jäger“, sagt



„Was wir jetzt ernten, ist nicht unser Verdienst. Sondern das, was Förstergenerationen vor uns geleistet haben.“

Hermann Schmiderer
(ÖBF, Forstbetrieb Unterinntal)

Schmiderer. Und damit eben auch eine verträgliche Anzahl an Rehen und Hirschen. Wild, das leidenschaftlich gerne die

Triebe von Jungbäumen anknabbert, das Geweih an den dünnen Stämmen und Ästen reibt, bis diese umknicken, oder aber seinen Speiseplan mit der noch weichen Rinde der jungen Bäume erweitert. Dank der intensiven Jagdtätigkeit habe dieser Jungwald überhaupt erst die Chance, gesund aufzukommen und sich zu entwickeln, sagt Schmiderer. Gesetzt wurden hier keine Jungpflanzen, die Natur hat die Regie übernommen. Im Laufe der Jahre wird die Fläche immer wieder begutachtet, bis schließlich mit mehreren Pflegeeingriffen festgelegt wird, in welche Richtung sich der Wald entwickeln soll. Nach durchschnittlich 100 Jahren – je nach Baumart und Zustand – wird geerntet.

Schmiderer spricht im Zusammenhang mit der Waldbewirtschaftung von einem Generationenvertrag: „Was wir jetzt in den Wäldern ernten, ist nicht unser Verdienst. Sondern das, was Förstergenerationen vor uns geleistet haben.“ Er sehe sich daher umgekehrt auch in der Verantwortung, den nachkommenden Generationen ertragreiche und gesunde Wälder zu hinterlassen.

Wenige Kilometer weiter, im selben Forstgebiet der Bundesforste, allerdings in einem anderen Jagdrevier: wieder eine Hangfläche ähnlich der ersten, die Jungbäume etwa gleich alt. Und doch ein völlig anderes Bild: verkümmerte Buchen, die eher Büschen gleichen als jungen Bäumen. Braune, vertrocknete kleine Fichten, denen entweder die Rinde vom Stamm gerissen wurde oder die offensichtlich so lange mit dem Geweih bearbeitet wurden, bis sie umgeknickt sind. Wer hier junge kniehohe Tannen finden möchte, muss nach der weißen Farbe auf den Wipfeln Ausschau halten, die zum Schutz vor Wildverbiss aufgetragen wurde. Das Problem: Es gibt kaum wel-

che. Und wenn doch, dann haben sie oft einen zweiten Wipfel ausgetrieben, weil der erste in einem frühen Wachstumsstadium abgeknabbert wurde. „Diese Jagd hier haben wir erst kürzlich wieder zurückübernommen“, erklärt Schmiderer. Und das wird auch so lange so bleiben, bis sich der Waldbestand erholt hat. Hier wird – im Gegensatz zu vergangenen Jahren – mittlerweile wieder intensiv gejagt. „Jagdlich muss man da jetzt buchstäblich immer am Drücker bleiben“, sagt der Forstbetriebsleiter. Anders sei das Problem nicht in den Griff zu bekommen.

Wenige hundert Meter weiter klettert Schmiderer über eine Böschung hinunter in ein Waldstück mit rund 40 Jahre alten Bäumen. Was sofort auffällt: Pilzbefall und faulige Stämme aufgrund massiver Schälschäden. „Dieses Holz ist kaputt und eignet sich höchstens noch als Brenn- oder Spanplattenholz.“

Schuldzuweisungen will Schmiderer, der selbst Jäger ist, trotz allem keine machen: „Es geht bei dem ganzen Thema nicht gegen die Jäger“, sagt er. „Wenn, dann kann es nur mit den Jägern gehen.“